

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

hatten, ließ er seine Augen nur kurze Zeit mit dem geistlichen Herrn wandern, der über das tiefe Kieselgeröll mühsam hinschritt, und schickte sie dann dem Mädchen nach, das sich rechts die Höhe hinauf gewandt hatte, die Hand über die Augen haltend gegen die scharfe Sonne. Er sich der Weg oben zwischen Mauern zurückzog, stand sie einen Augenblick still, wie um Atem zu schöpfen, und sah um. Die Marine lag zu ihren Füßen, ringsum türmte sich der schroffe Fels, das Meer blaute in seltener Pracht — es war wohl ein Anblick des Stehenbleibens wert. Der Zufall fügte es, daß ihr Blick, bei Antonino's Barke vorübergehend, sich mit jenem Blick begegnete, den Antonio ihr nachgeschickt hatte. Sie machten beide eine Bewegung, wie Leute, die sich entschuldigen wollen, es sei etwas nur aus Versehen geschehen, worauf das Mädchen mit finstern Munde ihren Weg fortsetzte.

Es war erst eine Stunde nach Mittag, und schon saß Antonino zwei Stunden lang auf einer Bank vor der Fischerschenke. Es mußte ihm was durch den Sinn gehen, denn alle fünf Minuten sprang er auf, trat in die Sonne hinaus und überblickte sorgfältig die Wege, die links und rechts nach den zwei Inselstädtchen führen. Das Wetter sei ihm bedenklich, sagte er dann zu der Wirtin der Osterie. Es sei wohl klar, aber er kenne diese Farbe des Himmels und Meers. Gerade so hab' es ausgesehen, eh' der letzte große Sturm war, wo er die englische Familie nur mit Not ans Land gebracht habe. Sie werde sich erinnern.

„Nein“, sagte die Frau.

Nun sie solle an ihn denken, wenn sich's noch vor Nacht verändere.

„Sind viel Herrschaften drüben?“ fragte die Wirtin nach einer Weile.

„Es fängt eben an. Bisher hatten wir schlechte Zeit. Die wegen der Bäder kommen, ließen auch auf sich warten.“

„Das Frühjahr kam spät. Habt ihr mehr verdient, als wir hier auf Capri?“

„Es hätte nicht ausgereicht, zweimal die Woche Maccaroni zu essen, wenn ich bloß auf die Barke angewiesen wäre. Dann und wann einen Brief nach Neapel zu bringen, oder einen Signore aufs Meer gerudert, der angeln wollte — das war Alles. Aber Ihr wißt, daß mein Onkel die großen Drangengärten hat und ein

reicher Mann ist. Tonino, sagt er, so lang ich lebe, sollst du nicht Not leiden und hernach wird auch für dich gesorgt werden. So hab' ich den Winter mit Gottes Hilfe überstanden.“

„Hat er Kinder, Euer Onkel?“

„Nein, er war nie verheiratet und lang außer Landes, wo er denn manchen guten Pfaster zusammengebracht hat. Nun hat er vor, eine große Fischerei anzufangen, und will mich über das ganze Wesen setzen, daß ich nach dem Rechten sehe.“

„So seid Ihr ja ein gemachter Mann, Antonino.“

Der junge Schiffer zuckte die Achseln. „Es hat jeder sein Bündel zu tragen“, sagte er. Damit sprang er auf und sah wieder links und rechts nach dem Wetter, obwohl er wissen mußte, daß es nur eine Wetterseite gibt.

„Ich bring' euch noch eine Flasche. Euer Onkel kann's bezahlen“, sagte die Wirtin.

„Nur noch ein Glas, denn Ihr habt hier eine feurige Art Wein. Der Kopf ist mir schon ganz warm.“

„Er geht nicht ins Blut. Ihr könnt trinken, soviel Ihr wollt. Da kommt eben mein Mann, mit dem müßt Ihr noch eine Weile sitzen und schwätzen.“

Wirklich kam, das Netz über die Schultern gehängt, die rote Mütze über den geringelten Haaren, der stattliche Padrone der Schenke die Höhe herunter. Er hatte Fische in die Stadt gebracht, die jene vornehme Dame bestellt hatte, um sie dem kleinen Pfarrer von Sorrent vorzusetzen. Wie er des jungen Schiffers ansichtig wurde, winkte er ihm herzlich mit der Hand ein Willkommen zu, setzte sich dann neben ihn auf die Bank und fing an zu fragen und zu erzählen. Eben brachte sein Weib eine zweite Flasche des echten unverfälschten Capri, als der Uferstrand zur Linken knisterte und Laurella des Weges von Anacapri daher kam. Sie grüßte flüchtig mit dem Kopf und stand unschlüssig still.

Antonino sprang auf. „Ich muß fort“, sagte er. „'s ist ein Mädchen aus Sorrent, das heute früh mit dem Signor Curato kam und auf die Nacht wieder zu ihrer kranken Mutter will.“

„Nun nun, 's ist noch lang bis Nacht“, sagte der Fischer. „Sie wird doch Zeit haben, ein Glas Wein zu trinken. Hola, Frau, bring noch ein Glas!“

„Ich danke, ich trinke nicht,“ sagte Laurella und blieb in einiger Entfernung.

„Schenk nur ein, Frau, schenk ein! Sie läßt sich nötigen.“

„Laßt sie,“ sagte der Bursch. „Sie hat einen harten Kopf, was sie einmal nicht will, das redet ihr kein Geistlicher ein.“ — Und damit nahm er eilfertig Abschied, lief nach der Barke hinunter, löste das Seil und stand nun in Erwartung des Mädchens. Die grüßte noch einmal nach den Wirten der Schenke zurück und ging dann mit zaudernden Schritten der Barke zu. Sie sah vorsichtig nach allen Seiten um, als erwarte sie, daß sich noch andere Gesellschaft einfinden würde. Die Marine aber war menschenleer; die Fischer schliefen oder fuhren im Meer mit Angeln und Netzen, wenige Frauen und Kinder saßen unter den Türen, schlafend oder spinnend, und die Fremden, die am Morgen herübergefahren, warteten die kühlere Tageszeit zur Rückfahrt ab. Sie konnte auch nicht zu lange umschauen, denn eh' sie es wehren konnte, hatte Antonino sie in die Arme genommen und trug sie wie ein Kind in den Rachen. Dann sprang er nach, und mit wenigen Ruderschlägen waren sie schon im offenen Meer.

Sie hatte sich vorn in den Kahn gesetzt und ihn halb den Rücken zugekehrt, daß er sie nur von der Seite sehen konnte. Ihre Züge waren jetzt noch ernsthafter als gewöhnlich. Über die kurze Stirn hing das Haar tief herein, um den feinen Nasenflügel zitterte ein eigensinniger Zug, der volle Mund war fest geschlossen. — Als sie eine Zeitlang so stillschweigend über Meer gefahren waren, empfand sie den Sonnenbrand, nahm das Brod aus dem Tuch und schlang dieses über die Flechte. Dann fing sie an, von dem Brode zu essen und ihr Mittagsmahl zu halten; denn sie hatte auf Capri nichts genossen.

Antonino sah das nicht lange mit an. Er holte aus einem der Körbe, die am Morgen mit Drangen gefüllt gewesen, zwei hervor und sagte: „Da hast du was zu deinem Brod, Laurella. Glaub' nicht, daß ich sie für dich zurückbehalten habe. Sie sind aus dem Korb in den Kahn gerollt, und ich fand sie, als ich die leeren Körbe wieder in die Barke setzte.“

„Iß du sie doch. Ich hab' an meinem Brode genug.“

„Sie sind erfrischend in der Hitze, und du bist weit gelaufen.“

„Sie gaben mir oben ein Glas Wasser, das hat mich schon erfrischt.“

„Wie du willst,“ sagte er, und ließ sie wieder in den Korb fallen.

Neues Stillschweigen. Das Meer war spiegelglatt und rauschte kaum um den Kiel. Auch die weißen Seevögel, die in den Uferhöhlen nisteten, zogen lautlos auf ihren Raub.

„Du könntest die zwei Drangen deiner Mutter bringen,“ sing Antonino wieder an.

„Wir haben ihrer noch zu Haus, und wenn sie zu Ende sind, geh' ich und kaufe neue.“

„Bringe sie ihr nur, und ein Compliment von mir.“

„Sie kennt dich ja nicht.“

„So könntest du ihr sagen, wer ich bin.“

„Ich kenne dich auch nicht.“

Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn so verleugnete. Vor einem Jahr, als der Maler eben nach Sorrent gekommen war, traf sich's an einem Sonntage, daß Antonino mit andern jungen Burschen aus dem Ort auf einem freien Platz neben der Hauptstraße Boccia spielte. Dort begegnete der Maler zuerst Laurella, die, einen Wasserkrug auf dem Kopfe tragend, ohne sein zu achten vorüberschritt. Der Neapolitaner, von dem Anblick betroffen, stand und sah ihr nach, obwohl er sich mitten in der Bahn des Spieles befand und mit zwei Schritten sie hätte räumen können. Eine unsanfte Kugel, die ihm gegen das Fußgelenk fuhr, mußte ihn daran erinnern, daß hier der Ort nicht sei, sich in Gedanken zu verlieren. Er sah um als erwarte er eine Entschuldigung. Der junge Schiffer, der den Wurf getan hatte, stand schweigend und trozig inmitten seiner Freunde, daß der Fremde es geraten fand, einen Wortwechsel zu vermeiden und zu gehen. Doch hatte man von dem Handel gesprochen und sprach von Neuem davon, als der Maler sich offen um Laurella bewarb. „Ich kenne ihn nicht,“ sagte diese unwillig, als der Maler sie fragte, ob sie ihn jenes unhöflichen Burschen wegen ausschlage. Und doch war auch ihr jenes Gerede zu Ohren gekommen. Seitdem, wenn ihr Antonino begegnete, hatte sie ihn doch wohl wiedererkannt.

Und nun saßen sie im Kahn wie die bittersten Feinde und beiden klopfte das Herz tödlich.

Das sonst gutmütige Gesicht Antonino's war bestig geröthet; er schlug in die Wellen, daß der Schaum ihn überspritzte, und seine Lippen zitterten zuweilen, als spräche er böse Worte. Sie tat, als bemerkte sie es nicht, und machte ihr unbefangenes Gesicht, neigte sich über den Bord des Rahns und ließ die Flut durch ihre Finger gleiten. Dann band sie ihr Tuch wieder ab und ordnete ihr Haar, als sei sie ganz allein im Kahn. Nur die Augenbrauen zuckten noch, und umsonst hielt sie die nassen Hände gegen ihre brennenden Wangen, um sie zu kühlen.

Nun waren sie mitten auf dem Meer, und nah und fern ließ sich kein Segel blicken. Die Insel war zurückgeblieben, die Küste lag im Sonnenduft weitab, nicht einmal eine Möwe durchflog die tiefe Einsamkeit. Antonino sah um sich her. Ein Gedanke schien in ihm aufzusteigen. Die Röthe wich plötzlich von seinen Wangen und er ließ die Ruder sinken. Unwillkürlich sah Laurella nach ihm um, gespannt aber furchtlos.

„Ich muß ein Ende machen,“ brach der Bursch heraus. „Es dauert mir schon zu lange und wundert mich schier, daß ich nicht drüber zu Grunde gegangen bin. Du kennst mich nicht sagst du? Hast du nicht lange genug mit angesehen, wie ich bei dir vorüberging, als ein Unfönniger und hatte das ganze Herz voll, dir zu sagen? Dann machtest du deinen bösen Mund und drehtest mir den Rücken.“

„Was hatt' ich mit dir zu reden?“ sagte sie kurz. „Ich habe wohl gesehn, daß du mit mir anbinden wolltest. Ich wollt' aber nicht in der Leute Mäuler kommen um nichts und wieder nichts. Denn zum Manne nehmen mag ich dich nicht, dich nicht und keinen.“

„Und keinen? So wirst du nicht immer sagen. Weil du den Maler weggeschickt hast? Pah! Du warst noch ein Kind damals. Es wird dir schon einmal einsam werden, und dann, toll wie du bist, nimmst du den ersten besten.“

„Es weiß keiner seine Zukunft. Kann sein, daß ich noch meinen Sinn ändere. Was geht's dich an?“

„Was es mich angeht?“ fuhr er auf und sprang von der Ruderbank empor, daß der Kahn schaukelte. „Was es mich angeht? Und so kannst du noch fragen, nachdem du weißt, wie es um

mich steht? Müsse der elend umkommen, dem je besser von dir begegnet würde, als mir!“

„Hab' ich mich dir je versprochen? Kann ich dafür, wenn dein Kopf unsinnig ist? Was hast du für ein Recht auf mich?“

„O,“ rief er aus, „es steht freilich nicht geschrieben, es hat's kein Advokat in Latein abgefaßt und versiegelt; aber das weiß ich, daß ich so viel Recht auf dich habe, wie in den Himmeln zu kommen, wenn ich ein braver Kerl gewesen bin. Meinst du, daß ich mit ansehen will, wenn du mit einem Andern in die Kirche gehst, und die Mädchen gehn mir vorüber und zucken die Achseln. Soll ich mir den Schimpf antun lassen?“

„Tu, was du willst. Ich lasse mir nicht bangen, so viel du auch drohst. Ich will auch tun, was ich will.“

„Du wirst nicht lange so sprechen,“ sagte er und bedeckte über den ganzen Leib. „Ich bin Manns genug, daß ich mir das Leben nicht länger von einem Trostkopf verderben lasse. Weißt du, daß du hier in meiner Macht bist und tun mußt, was ich will?“

Sie fuhr leicht zusammen und blüzte ihn mit den Augen an.

„Bringe mich um, wenn du's wagst,“ sagte sie langsam.

„Man muß nichts halb tun,“ sagte er, und seine Stimme klang heiser. „'s Platz für uns Beide im Meer. Ich kann dir nicht helfen, Kind, — und er sprach fast mitleidig, wie aus dem Traum — aber wir müssen hinunter, alle Beide, und auf einmal, und jetzt!“ schrie er überlaut und faßte sie plötzlich mit beiden Armen an. Aber im Augenblick zog er die rechte Hand zurück, das Blut quoll hervor, sie hatte ihn heftig hineingebissen.

„Muß ich tun was du willst? rief sie und stieß ihn mit einer raschen Wendung von sich. „Laß sehn, ob ich in deiner Macht bin!“ — Damit sprang sie über den Bord des Rahns und verschwand einen Augenblick in der Tiefe.

Sie kam gleich wieder herauf; ihr Röschchen umschloß sie fest, ihre Haare waren von den Wellen aufgelöst und hingen schwer über den Hals nieder, mit den Armen ruderte sie emsig und schwamm, ohne einen Laut von sich zu geben, kräftig von der Barke weg nach der Küste zu. Der jähe Schreck schien ihm die Sinne gelähmt

zu haben. Er stand im Kahn, vorgebeugt, die Blicke starr nach ihr hingekichtet, als begebe sich ein Wunder vor seinen Augen. Dann schüttelte er sich, stürzte nach den Rudern, und fuhr ihr mit aller Kraft, die er aufzubieten hatte, nach, während der Boden seines Rahnes von dem immerzu strömenden Blute rot wurde.

Im Nu war er an ihrer Seite, so hastig sie auch schwamm. „Bei Maria Santissima!“ rief er, „komm in den Kahn. Ich bin ein Toller gewesen; Gott weiß, was mir die Vernunft benebelte. Wie ein Blitz vom Himmel fuhr mir's ins Hirn, daß ich ganz aufbrannte und wußte nicht, was ich tat und rebete. Du sollst mir nicht vergeben, Laurella, nur dein Leben retten und wieder einsteigen.“

Sie schwamm fort, als habe sie nichts gehört.

„Du kannst nicht bis ans Land kommen, es sind noch zwei Miglien. Denk an deine Mutter. Wenn dir ein Unglück begegnete, ich stürbe vor Entsetzen.“

Sie maß mit einem Blick die Entfernung von der Küste. Dann, ohne zu antworten, schwamm sie an die Barke heran und faßte den Bord mit den Händen. Er stand auf, ihr zu helfen; seine Jacke, die auf der Bank gelegen, glitt ins Meer, als der Rachen von der Last des Mädchens nach der einen Seite hinübergezogen wurde. Gewandt schwang sie sich empor und erklimmte ihren früheren Sitz. Als er sie geborgen sah, griff er wieder zu den Rudern. Sie aber wand ihr tiefes Röckchen aus und rang das Wasser aus den Flechten. Dabei sah sie auf den Boden der Barke und bemerkte jetzt das Blut. Sie warf einen raschen Blick nach der Hand, die, als sei sie unverwundet, das Ruder führte. „Da!“ sagte sie und reichte ihm ihr Tuch. Er schüttelte den Kopf und ruderte vorwärts. Sie stand endlich auf, trat zu ihm und band ihm das Tuch fest um die tiefe Wunde. Darauf nahm sie ihm, so viel er auch abwehrte, das eine Ruder aus der Hand und setzte sich ihm gegenüber, doch ohne ihn anzusehn, fest auf das Ruder blickend, das vom Blut gerötet war, und trieb mit kräftigen Stößen die Barke fort. Sie waren Beide blaß und still. Als sie näher ans Land kamen, begegneten ihnen Fischer, die ihre Netze auf die Nacht auswerfen wollten. Sie riefen Antonino an und neckten Laurella. Keins sah auf oder erwiderte ein Wort.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über Procida, als sie die Marine erreichten. Laurella schüttelte ihr Röckchen, das fast völlig überm Meer getrocknet war, und sprang ans Land. Die alte spin nende Frau, die sie schon am Morgen hatte abfahren sehen, stand wieder auf dem Dach. „Was hast du an der Hand, Tonino?“ rief sie hinunter. „Jesus Christus, die Barke schwimmt ja in Blut!“

„'s ist nichts, Commare,“ erwiderte der Bursch. „Ich riß mich an einem Nagel, der zu weit vorsah. Morgen ist's vorbei. Das verwünschte Blut ist nur gleich bei der Hand, daß es gefährlicher aussieht, als es ist.“

„Ich will kommen und dir Kräuter auflegen, Comparello. Wart', ich komme schon.“

„Bemüht euch nicht, Commare. Ist schon alles aesehn, und morgen wird's vorbei sein und vergessen. Ich habe eine gesunde Haut, die gleich wieder über jede Wunde zuwächst.“

„Addio!“ sagte Laurella und wandte sich nach dem Pfad, der hinaufführt.

„Gute Nacht!“ rief ihr der Bursche nach, ohne sie anzusehn. Dann trug er das Gerät aus dem Schiff und die Körbe dazu und stieg die kleine Steintreppe zu seiner Hütte hinauf.

Es war keiner außer ihm in den zwei Kammern, durch die er nun hin und her ging. Zu den offenen Fensterchen, die nur mit hölzernen Läden verschlossen werden, strich die Luft etwas erfrischender herein, als über das ruhige Meer, und in der Einsamkeit war ihm wohl. Er stand auch lange vor dem kleinen Bilde der Mutter Gottes und sah die aus Silberpapier daraufgeklebte Sternenglorie andächtig an. Doch zu beten fiel ihm nicht ein. Um was hätte er bitten sollen, da er nichts mehr hoffte?

Und der Tag schien heute still zu stehen. Er sehnte sich nach der Dunkelheit, denn er war müde, und der Blutverlust hatte ihn auch mehr angegriffen, als er sich gestand. Er fühlte heftige Schmerzen an der Hand, setzte sich auf einen Schemel und löste den Verband. Das zurückgedrängte Blut schoß wieder hervor, und die Hand war stark um die Wunde angeschwollen. Er wusch sie sorgfältig und kühlte sie lange. Als er sie wieder vorzog, unterschied er deutlich die Spur von Laurella's Zähnen. „Sie hatte Recht,“ sagte er. „Eine Bestie war ich und verdient es nicht besser. Ich will ihr morgen das

Tuch durch den Giuseppe zurückschicken. Denn mich soll sie nicht wiedersehn“ — Und nun wusch er das Tuch sorgfältig und breitete es in der Sonne aus, nachdem er sich die Hand wieder verbunden hatte, so gut er's mit der Linken und den Zähnen konnte. Dann warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Der helle Mond weckte ... aus einem halben Schlaf, zugleich der Schmerz in der Hand. Er sprang eben wieder auf, um die pochenden Schläge des Bluts in Wasser zu beruhigen, als er ein Geräusch an seiner Thür hörte. „Wer ist da?“ rief er und öffnete. Laurella stand vor ihm.

Ohne viel zu fragen trat sie ein. Sie warf das Tuch ab, das sie über den Kopf geschlungen hatte, und stellte ein Körbchen auf den Tisch. Dann schöpfte sie tief Atem.

„Du kommst, dein Tuch zu holen,“ sagte er; „du hättest dir die Mühe sparen können, denn morgen in der Frühe hätte ich Giuseppe gebeten, es dir zu bringen.“

„Es ist nicht um das Tuch,“ erwiderte sie rasch. „Ich bin auf dem Berg gewesen, um dir Kräuter zu holen, die gegen das Bluten sind. Da!“ Und sie hob den Deckel vom Körbchen.

„Zu viel Mühe,“ sagte er, und ohne alle Herbigkeit, „zu viel Mühe. Es geht schon besser, viel besser; und wenn es schlimmer ginge, ging es auch nach Verdienst. Was willst du hier um diese Zeit? Wenn dich einer hier trafe! Du weißt, wie sie schwagen, obwohl sie nicht wissen, was sie sagen.“

„Ich kümmere mich um keinen,“ sprach sie heftig. „Aber die Hand will ich sehen, und die Kräuter darauf tun, denn mit der Linken bringst du es nicht zu Stande.“

„Ich sage dir, daß es unnötig ist.“

„So laß mich es sehen, damit ich's glaube.“

Sie ergriff ohne Weiteres die Hand, die sich nicht wehren konnte und band die Lappen ab. Als sie die starke Geschwulst sah, fuhr sie zusammen und schrie auf: „Jesus Maria!“

„Es ist ein bißchen aufgelaufen,“ sagte er. „Das geht weg in einem Tag und einer Nacht.“

Sie schüttelte den Kopf: „So kannst du eine Woche lang nicht aufs Meer.“

„Ich den!, schon übermorgen. Was tut's auch?“

Indessen hatte sie ein Becken geholt und die Wunde von neuem gewaschen, was er litt wie

ein Kind. Dann legte sie die heilsamen Blätter des Krautes darauf, die ihm das Brennen so gleich linderten, und verband die Hand mit Streifen Leinwand, die sie auch mitgebracht hatte.

Als es getan war, sagte er: „Ich danke dir. Und höre, wenn du mir noch einen Gefallen tun willst, vergib mir, daß mir heut so eine Tollheit über den Kopf wuchs, und vergiß das alles, was ich gesagt und getan habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Du hast mir nie Veranlassung dazu gegeben, du wahrhaftig nicht. Und du sollst schon nichts wieder von mir hören, was dich kränken könnte.“

„Ich habe dir abzubitten,“ fiel sie ein. „Ich hätte dir alles anders und besser vorstellen sollen und dich nicht aufbringen durch meine stumme Art. Und nun, gar die Wunde!“

„Es war Notwehr, und die höchste Zeit, daß ich meiner Sinne wieder mächtig wurde. Und wie gesagt, es hat nichts zu bedeuten. Sprich nicht von Vergeben. Du hast mir wohlgetan, und das danke ich dir. Und nun geh schlafen, und da — da ist auch dein Tuch, daß du's gleich mitnehmen kannst.“

Er reichte es ihr, aber sie stand noch immer und schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Du hast auch deine Tasche eingebüßt um meinetwegen, und ich weiß, daß das Geld für die Orangen darin steckte. Es fiel mir alles erst unterwegs ein. Ich kann dir's nicht so wieder ersetzen, denn wir haben es nicht, und wenn wir's hätten, gehört es der Mutter. Aber da hab' ich das silberne Kreuz, das mir der Maler auf den Tisch legte, als er das letzte Mal bei uns war. Ich hab' es seitdem nicht ange'sehn und mag es nicht länger im Kasten haben. Wenn du es verkaufst — es ist wohl ein paar Pfaster wert, sagte damals die Mutter — so wäre dir dein Schaden ersetzt, und was fehlen sollte, will ich suchen mit Spinnen zu verdienen, Nachts, wenn die Mutter schläft.“

„Ich nehme nichts,“ sagte er kurz und schob das blanke Kreuzchen zurück, das sie aus der Tasche geholt hatte.

„Du mußt's nehmen,“ sagte sie. „Wer weiß, wie lang du mit dieser Hand nicht's verdienen kannst. Da liegt's, und ich will's nie wieder sehn mit meinen Augen.“

„So wirf es ins Meer.“

„Es ist ja kein Geschenk, das ich dir mache; es ist nicht mehr als dein gutes Recht und was dir zukommt.“

„Recht? Ich habe kein Recht auf irgend was von dir. Wenn du mir später einmal begegnen solltest, tu mir den Gefallen, und sieh mich nicht an, daß ich nicht denke, du erinnerst mich an das, was ich dir schuldig bin. Und nun gute Nacht, und laß es das Letzte sein.“

Er legte ihr das Tuch in den Korb und das Kreuz dazu und schloß den Deckel darauf. Als er dann auffah und ihr ins Gesicht, erschrad er. Große schwere Tropfen stürzten ihr über die Wangen. Sie ließ ihnen ihren Lauf.

„Maria Santissima!“ rief er, „bist du krank? du zitterst von Kopf bis zu Fuß.“

„Es ist nichts,“ sagte sie. „Ich will heim!“ und wandte nach der Thür. Das Weinen übermannte sie, daß sie die Stirn gegen den Pfosten drückte und nun laut und heftig schluchzte. Aber eh' er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals.

„Ich kann's nicht ertragen,“ schrie sie und preßte ihn an sich, wie sich ein Sterbender ans Leben klammert, „ich kann's nicht hören, daß du mir gute Worte gibst, und mich von dir gehen heißest mit all der Schuld auf dem Gewissen. Schläge mich, tritt mich mit Füßen, verwünsche mich! — oder, wenn es wahr ist, daß du mich lieb hast, noch, nach all dem Bösen, das ich dir getan habe, da nimm mich und behalte mich und mach mit mir, was du willst. Aber schick mich nicht so fort von dir!“ — Neues, heftiges Schluchzen unterbrach sie.

Er hielt sie eine Weile sprachlos in den Armen. „Ob ich dich noch liebe?“ rief er endlich. „Heilige Mutter Gottes! meinst du, es sei all mein Herzblut aus der kleinen Wunde von mir gewichen? Fühlst du's nicht da in meiner Brust hämmern, als wollt' es heraus und zu dir? Wenn du's nur sagst, um mich zu versuchen oder weil du Mitleiden mit mir hast, so geh, und ich will auch das noch vergessen. Du sollst nicht denken, daß du mir's schuldig bist, weil du weißt, was ich um dich leide.“

„Nein,“ sagte sie fest und sah von seiner Schulter auf und ihm mit den nassen Augen heftig ins Gesicht, „ich liebe dich, und daß ich's nur sage, ich habe es lange gefürchtet und da-

gegen getrogt. Und nun will ich anders werden, denn ich kann's nicht mehr aushalten, dich nicht anzusehn, wenn du mir auf der Gasse vorüberkommst. Nun will ich dich auch küssen,“ sagte sie, „daß du dir sagen kannst, wenn du wieder in Zweifel sein solltest: Sie hat mich geküßt, und Laurella küßt keinen, als den sie zum Manne will.“

Sie küßte ihn dreimal, und dann machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht, mein Liebster! Geh nun schlafen und heile deine Hand, und geh nicht mit mir, denn ich fürchte mich nicht, vor keinem, als nur vor dir.“

Damit huschte sie durch die Thür und verschwand in den Schatten der Mauer. Er aber sah noch lange durchs Fenster, aufs Meer hinaus, über dem alle Sterne zu schwankeu schienen.

Als der kleine Padre Curato das nächste Mal aus dem Beichtstuhl kam, in dem Laurella lange gekniet hatte, lächelte er still in sich hinein.

„Wer hätte gedacht,“ sagte er bei sich selbst, „daß Gott sich so schnell dieses wunderlichen Herzens erbarmen würde? Und ich machte mir noch Vorwürfe, daß ich den Dämon Eigensinn nicht härter bedrückt hatte. Aber unsere Augen sind kurzsichtig für die Wege des Himmels. Nun so segne sie der Herr und lasse mich's erleben, daß mich Laurella's ältester Bube einmal an seines Vaters Statt über Meer fährt! Ei ei ei! l'Arrabbiata!“

## Schwester Gabriele.

Es war eine stockfinstere Nacht. Wie sollte man sich da zurecht finden in diesem unbekanntem flandrischen Städtchen, in dem unser Regiment soeben Quartier bezogen hatte! Kaum können wir die Häuser mit den verschlossenen Fenstern und den langen Schilf- oder Schieferdächern unterscheiden. Hier und da gleiten wir auf dem schmutzigen und unebenen Pflaster aus. Von Zeit zu Zeit sickert Licht durch die Lücke eines Fensterladens und erhellt eine kleine Straßenecke oder den Winkel eines Platzes. Hinter meinem Kameraden B. hergehend, folgte ich der Straße auf Geratwohl. Hauptsache ist, daß wir ein Bett ausfindig machen, um uns etwas zur Ruhe zu legen.

Nach viertägigem Kampfe hat man uns zehn km hinter der Front in Ruhestellung geschickt. Wir kamen an, als die Nacht schon hereinbrochen war, und es kostete Mühe genug, um Mannschaften und Pferde in den kleinen Bauernhöfen rings um die Stadt herum unterzubringen. Aber sobald die einen wie die andern ihr Plätzchen gefunden und die Pferde den Fressack unter der Nase hatten, und die Küchenfeuer angezündet waren, sagte mir B., der stets um Essen und Proviant besorgt war:

„Alterchen, da heißt's nicht geizigert. Wir sind frei; jetzt wollen wir auf die Suche gehen nach einem Bett und einer wohlbesetzten Tafel. Ich will lieber eine Stunde später zu Bett gehen, aber dann zwischen Leinen schlafen und mit zufriedenerm Magen, anstatt mich sofort, aber auf's Stroh und mit leerem Magen niederzulegen. Wenn du mitgehst, wollen wir es mit jener belgischen Stadt versuchen, die zwei Schritte von hier entfernt ist. Es ist kaum zehn Uhr. Es müßte seltsam zugehen, wenn wir nicht ein gutes Nachtesse und einen bequemen Unterschlupf fänden.“

Und so machten wir uns auf nach der kleinen Stadt, die ganz eingeschlafen schien. Wir klopfen an den Türen, aber alle blieben geschlossen. Ohne Zweifel waren schon alle Häuser mit Soldaten überfüllt. Niemand mochte uns aufnehmen, trotz der Vorstellungen, die B. bald mit bittender, bald mit schnarrender Stimme anbrachte. Einen Augenblick bin ich entmutigt und schlage ihm vor, zur Schwadron zurückzukehren, wo wir neben den Pferden hätten schlafen können. Er will nichts davon wissen und bleibt dabei: eine gute Mahlzeit und ein Bett müssen wir haben.

Da schleicht ein Schatten die Mauer entlang. Schon hat ihn B. erreicht und hält ihn am Arm. Es ist eine arme alte Frau, die einen Korb und einen Topf Müll trägt.

„Ach, Frau, liebe Frau, habt Erbarmen mit zwei armen Soldaten, die übermüdet und ausgehungert sind...“

Aber sie kann keine Auskunft geben. In einer mit Flämisch vermischten Sprache gibt sie uns zu verstehen, daß das Städtchen ganz voller Truppen liegt und daß jetzt alles schon schläft.

„Und dieses große weiße Gebäude, an dem

die Fenster erleuchtet sind? Was ist da drin?“

Die gute Frau erklärt uns, es sei ein Kloster, worinnen die Schwestern die alten Leute aus der Gegend pflegen. Sie können keine Soldaten logieren. Aber schon hat B. seinen Entschluß gefaßt. Dort werden wir schlafen. Er läßt die Alte verblüfft stehen und schreitet unverzüglich auf das Gitter zu, welches das Gärtchen vor dem Kloster umgibt. Umsonst suche ich ihm klar zu machen, daß es sich nicht schickt, in diese heilige Stätte einzudringen.

„Laß mich nur machen“, sagt er, „ich rede mit ihnen.“

Und er drückt die Gittertür auf. Knirschend gibt sie nach, und ich schließe sie hinter mir. Meinem Kameraden folgend, der raschen Schritts vorangeht, ist es mir doch nicht recht wohl zu Mut. Ich fürchte vor allem seine militärische Beredsamkeit und den Gebrauch, den er davon machen wird. Aber ich weiß auch, daß er nicht der Mann ist, der sich leicht von einem Entschluß abbringen ließe. Allerdings faßt er nicht oft einen. Um so resoluter steht er in diesem Augenblick aus. Das beste ist, sich zu fügen und das Resultat des Vorgehens abzuwarten. Wir steigen drei Stufen hoch, und tasten nach dem Türklopper. Da ist er; B. hebt ihn empor und läßt ihn lärmend nieder fallen. Was für ein unheimliches Geräusch macht er in dieser schlafenden Stadt! Es scheint mir, als begingen wir eine sakrilegische Handlung. Wir spizen die Ohren und hören auf der andern Seite der Mauer, wie Stühle über Steinfliesen gerückt werden. Dann nähert sich ein leichter Schritt. Man hört das Geräusch von Schlüsseln, Riegeln, und sachte geht die Tür auf.

„Schwester“, sagt B. mit einer Verbeugung, „was wir tun ist, ich weiß es, sehr unkorrekt. Aber wir sterben vor Hunger und Müdigkeit. Und niemand hat uns geöffnet. Können wir nicht hier etwas essen und schlafen?“

Die Schwester blickt uns an und scheint nicht zu verstehen. Aber es beruhigt mich, sie weder erschreckt noch unzufrieden zu sehen. Es ist eine sehr alte Ordensfrau in Schwarz. In der Hand hält sie eine Lampe, deren Licht im Winde flackert. Ihr Gesicht scheint von tiefen Runzeln durchfurcht, und die abgemagerte Hand, die sie vor die Lampe hält, scheint wie

durchsichtig. Als bald entschließt sie sich. Ihr Gesicht wird von einem gütigen Lächeln erhellet, und sie läßt uns eintreten mit Worten, die sicher liebenswürdig sein sollen. Aber das ist nur Vermutung, denn die Schwester versteht nur flämisch, so daß wir das wenigste davon begreifen. Sorgfältig schiebt sie die Kiegel vor, stellt die Lampe auf den Boden und gibt uns ein Zeichen, daß wir warten sollen. Mit gedämpftem Schritt entfernt sie sich; wir sind allein.

„Siehst du“, sagt B., „es geht alles, wie geschmiert. Jetzt sind wir in der Stellung drin, das übrige laß meine Sache sein!“

Das zitternde Licht erleuchtet kaum das Bestibül. Die Wände sind kahl. Außer den geflochtenen Stühlen, die an der Mauer stehen, ist kein Möbel drin. Der Tür gegenüber streckt ein einfaches Kreuzifix aus Holz die Arme aus, als möchte es Willkommen wünschen. Ein Duft von warmer Suppe kommt zur Tür heraus, welche die Schwester hinter sich schließt.

„Donnerwetter!“ sagte B. „Riechst du's auch? Ich glaube, es ist eine Krautsuppe, und bediente mich gern zweimal!“

„So warte doch! Ich wette, man stellt uns vor die Tür!“

Auf der andern Seite der Tür, hinter welcher die Schwester Pförtnerin verschwunden ist, hören wir eine Stimme rufen:

„Schwester Gabriele, ... Schwester Gabriele!“ Einen Augenblick darauf geht dieselbe Tür wieder auf, und eine andere Schwester tritt herein, ganz leise, ein wenig scheu, wie es scheint. Sie kommt auf uns zu.

Wie hübsch sie ist unter dem Schleier, der das Gesicht umrahmt! Wie ihre blauen Augen groß scheinen! Sie sind es wohl auch, nur macht sie die Aufregung noch größer. Besonders hat sie ein himmlisches Lächeln, so gütig, daß wir uns sofort wie daheim finden, und sicher sind, zu erhalten, um was wir bitten. Sie redet uns mit weicher, singender Stimme an, sie sucht ein wenig nach den Worten, obwohl sie sehr korrekt spricht.

„Unsere Oberin schickt mich zu Ihnen“, sagt sie, „weil ich allein eure Sprache kann. Ich heiße die Herren Offiziere bei uns willkommen.“

Ganz einfach sagt sie dies und steht aufrecht

da in ihrem schwarzen Gewand, die Arme an die Seiten gelegt. Ein Bild aus vergangener Zeit, möchte man meinen, eine Zierleiste aus einem Miffale. Unsere Blicke treffen sich, und wir lächeln jetzt, auch wir, froh eine so unerwartet gute Aufnahme gefunden zu haben. B. übersieht sofort die Situation.

„Schwester Gabriele“, sagt er, „seht nur unsern Jammer! Seht unsere Kleider mit Lehm bedeckt, unsere Gesichter, die, ich weiß nicht mehr wann einmal, gewaschen wurden. Wir haben vier Tage hinter uns ohne Schlaf, fast ohne zu essen, aber ohne aufzuhören zu kämpfen. Könntet ihr nicht für diese Nacht zwei totmüde, ausgehungerte Soldaten aufnehmen?“

Schwester Gabriele fährt fort, bezaubernd zu lächeln. Ohne die Arme zu bewegen, erhebt sie etwas ihre Hände, die schneeweiß scheinen auf dem schwarzen Tuche ihres Kleides. Sie scheinen zu sagen, diese Hände: Ich möchte wohl, aber ich kann nicht! Und sogleich sagte ihr Lächeln: Eigentlich sollten wir es nicht tun, aber man wird sich trotzdem einrichten.

„Kommen Sie“, sagte die Schwester, „wir wollen Ihnen wenigstens einmal etwas zu essen geben.“

Und sie nimmt die Lampe auf und geht uns voraus. Sie öffnet die Tür im Hintergrund und wir folgen ihr freudig. Wir sind ganz geblendet, indem wir das Gemach betreten, so hell und heiter brennen hier die Lichter. Es ist die Klosterküche. Wie sauber und blank da alles ist! In den kupfernen Schüsseln spiegelt sich das Licht tausendfach. Die weißen und schwarzen Steinfliesen gleichen einem Schachbrett aus Elfenbein. Zwei Schwestern sitzen da und lesen Gemüse, das sie in einen mit Wasser gefüllten Napf warfen. Auf dem wohlgeschauerten Herd läßt ein enormer Kessel sein eintöniges, einladendes Lied ertönen. Von da geht der Duft aus, den wir eben einatmeten. Die beiden Schwestern schlagen die Augen auf. Sie reden uns an und lächeln, sie auch. B., der seine Beredsamkeit anbringen möchte, fängt schon an. Aber Schwester Gabriele drängt:

„Kommen Sie, kommen Sie nur“, sagt sie, „es wäre umsonst, sie verstehen Sie nicht!“

Dabei öffnet sie eine andere Tür, und wir treten in einen länglichen Raum ein. Während

unser Führer sich beiligt, die Hängelampe über dem Tisch anzuzünden, legen wir auf dem Fenstergesims ab, Revolver, Feldstecher, Kartenhälter. Wie das alles angelaufen und schmutzig ist nach so langen Kriegsmo- naten! Wir selber fühlen uns unbehaglich in diesem Aufzug. Unsere abgenutzten, mit Flecken bedeckten Kleider, unsere mit Schmutz überzogenen Stiefel nehmen sich in diesem Saale seltsam genug aus.

Er ist durchweg mit immensen Wandkästen garniert, dessen Türen bis an die Decke reichen. Diese Türen sind aus gehoholtem Holz und glitzern wie Spiegel. Selbst der Fußboden scheint ein Spiegel zu sein. Der mermüde Blaudecker B. beginnt eine Rede.

„Schwester, entschuldigen Sie den Aufzug von Kriegsknechten. Wir müssen schlechte Figur machen, aber wir sind ehrliche Leute. Wenn unsere Gesichter wenig Vertrauen erwecken, so kommt es nur daher, weil wir den Magen in den Füßen haben. Und nichts gleicht mehr einem Banditen als der arme Kerl, der vor Hungers stirbt. Sie werden uns bald nicht mehr erkennen, wenn Sie ein paar Worte mit dem ehrwürdigen Kessel geredet haben, an dessen Dämpfen wir uns unterwegs schon laben durften.“

Schwester Gabriele fuhr fort zu lächeln. Mit einer Behendigkeit und Geschicklichkeit, die gleich wunderbar waren, hatte sie einen der Wandschränke geöffnet. Von den Tischtüchern, die da zu Hauf liegen, nimmt sie eines mit weißen und roten Vierecken und breitet es über den Tisch. Im Handumdrehen liegen da auch schon zwei Gedecke darauf, einander gegenüber.

„Nehmen Sie Platz“, bat sie, „ruhen Sie sich aus. Ich will Ihnen zu essen holen.“

B. folgt ihr mit dem Blick bis zur Tür.

„Schwester Gabriele, wir haben das Haus zum lieben Gott gefunden...“

Aber schon hat sie die Tür hinter sich zugemacht, und wir hören, wie sie in der Küche die beiden flämischen Schwestern anspricht. Wir lassen uns entzückt nieder. Wie lange ist's her, daß man sich's nicht mehr so behaglich machen konnte! Und wie hier alles gemacht scheint, um das Auge zu erfreuen und den Geist auszu- ruhen! Von der Straße her hört man kein Geräusch, und das Kloster selber würde zu

schlafen scheinen, wenn wir nicht nebenan die Unterhaltung hörten. Aus der Ferne verneh- men wir dauernd das Rollen des Geschützdon- ners, was die Stunde, deren wir uns erfreuen, nur noch reizvoller macht.

Wir hatten Schwester Gabriele kaum herein- kommen hören, und schon stellt sie vor uns die dampfende Suppenschüssel. Beim zarten Duft der Kräuter läuft uns das Wasser im Munde zusammen. Wir waren eben mehrere Tage hintereinander gewesen, ohne etwas zwischen die Zähne bringen zu können; nicht einmal Feuer anzünden konnten wir während dieser Zeit, um uns irgend was zu kochen. Um so rascher stürzen wir uns auf die gefüllten Teller, wenn ich so sagen darf, und selbst B. vergißt die Rede auf einen Augenblick.

Derweil schneidet die hübsche kleine Schwe- ster, die uns kaum anzusehen scheint, das Brot und bringt einen Krug helles Bier. Welch eine Freude für uns! Warum ist es nicht alle Tage so! Der Feldzug wäre fast eine Vergnügungs- tour! Ueber dem Essen muß ich Schwester Gabriele bewundern. Sie erscheint so zart in ihrem bescheidenen schwarzen Gewand, und ihre geringsten Bewegungen sind so harmonisch wie die einer Schauspielerin auf dem Theater. Aber sie tut alles so einfach, instinktgemäß sind alle ihre Gebärden voller Anmut. Jetzt setzt sie einen imposanten Eierkuchen mit Speck auf den Tisch. Dieser Kerl von B., der schon zwei Teller Suppe und vier große Gläser Bier ver- schlungen hat, beginnt zu entgleisen!

„Schwester,... Schwester, ich geh' morgen nicht fort! Hier will ich meine Tage beschlie- ßen, unter den alten Leuten, die Sie pflegen. Sehen Sie nur! auch ich werde älter, und das Leben hat mich schon tüchtig mitgenommen. Warum sollte ich nicht hier bleiben! Im Schlaf- saal Ihrer alten Leute gibt es gewiß ein Bettchen mit weißen Linnen, in dem ich mich allabendlich Schlag acht zur Ruhe legen könnte, und Sie kämen, um mir an den Seiten das Betttuch einzustopfen. Ich würde schlafen, Krautsuppe essen, und gutes Bier trinken — auf Ihre Gesundheit, Schwester — und werde an gar nichts mehr denken! Ach, wäre das ein Glück! Keine Uniform mehr, die einen drückt nach einer reichlichen Mahlzeit, kein Helm, der einem die Schläfen preßt, keine Kugeln mehr,

die pfeifen, keine Haubigen, die einem das Nervensystem zerrütten, und Abend für Abend ein Bett ..., ein gutes Bett..., man würde an nichts mehr denken!"

"Psi! Hören Sie nicht?" ... jagt Schwester Gabriele und legt den Finger an den Mund.

In diesem Augenblick verdoppelt sich die Heftigkeit der Kanonade. Ohne Zweifel ist jetzt im Dunkel der Nacht ein Angriff im Gang, und auf der ganzen Linie brüllen die Geschütze. Die Schüsse wiederholen sich so rasch, daß es sich in einem fort wie Donnerrollen anhört. Aber die Detonationen einer Batterie, die etwa auf zwei klm Entfernung steht, beherrschen den Tumult der Schlacht, und bei jedem Schuß klirren sämtliche Fenster des Klosters. Ich erzittere beim Gedanken an die tausende von Bomben, die durch die Nacht schwirren und nun in einer Entfernung von zehn bis fünfzehn klm so viele frisch lebende Menschen in jämmerliche blutige und zerbrochene Dinge verwandeln! Und ich stelle mir die Kameraden vor, mit zusammengebißnen Zähnen auf dem Boden liegend, den Kopf im Rübenfeld drin, und den Augenblick abwartend, wo der Orkan aufhört, um sich dann mit dem Bajonett und "Hurrah!" schreiend auf den Feind zu stürzen! Schwester Gabriele hat wohl denselben Gedanken, wie ich. Sie erscheint noch weißer unter dem schwarzen Schleier. Sie faltet die Hände, schlägt die Augen nieder und sagt ganz leise vor sich hin:

"O Gott! Wie furchtbar!"

"Schwester Gabriele, ich bitt' Sie", also fällt der unbelehrbare B. ein, "reden wir nicht davon! Denken wir zunächst daran, daß dieser Eierkuchen ein Götterschmaus ist, und daß der Speck darin ein Duft verbreitet, der einen Heiligen in Versuchung führen könnte. Sie sind schuld, Schwester Gabriele, wenn wir uns heute abend durch Tafelfreuden versündigen, welches übrigens die geringste von allen Sünden ist. Ich trage mit heiterm Gemüt die Verantwortung."

Ich trete B. unter dem Tisch fortgesetzt auf den Fuß, damit er mit diesen unschicklichen Redensarten einhält. Aber die Schwester scheint nicht drauf zu hören. Sie fährt fort, uns lächelnd zu bedienen, wechselt die Teller und bringt Schinken und Käse. Ohne auch nur

Atem zu schöpfen, verschlingt B. alles, was man ihm vorsetzt, was ihn nicht hindert, in seinem Exkurs fortzufahren.

"Schwester, sagen Sie mal, Sie werden uns jetzt doch nicht an die Luft setzen? Das hieße den lieben Gott beleidigen, der will, daß man sich der Reisenden annimmt. Und wir sind doch als Reisende wahrhaft bemitleidenswert genug. Wir hätten, wenn Sie uns fortjagen sollten, nur das Gras am Straßengraben als Bett und Steine als Kopfstiffen. Nein, Sie werden das nicht tun! Ich bin sicher. Sie werden mir gleich im Schlaßaal das Bett zeigen, das für mich ist, wenn ich nach dem Krieg kommen werde, um mein Plätzchen in Ihrem Hause zu suchen."

Das Lächeln der Schwester ist verschwunden. Zum ersten Mal scheint sie bekümmert. Sie bleibt vor B. stehen und schaut ihn an mit ihren klaren Augen. Dabei macht sie die alte Bewegung, wie vorhin, sie hebt die Hände zum Zeichen ihres Unvermögens, und scheint doch zu ergründen, wie sie uns die Sorge ersparen kann. Endlich sagt sie in entmutigtem Ton:

"Aber wir haben nicht ein einziges Bett, das frei wäre ..."

Ein langes Schweigen folgt diesem Satz, der B. trostlos zu machen scheint. Der unheimliche Geschützdonner fährt fort, und von Zeit zu Zeit erzittern die Fenster jämmerlich. Jetzt ist es auch mir, als wäre es sehr mißlich für uns, in der Nacht fortzugehen, das Quartier in der Dunkelheit suchen zu müssen, und dort ein Plätzchen auf dem Stroh zwischen verführten Mannschaften. Und auch ich sehe zur Schwester empor mit stehender Miene. Plötzlich scheint sie auf eine Idee gekommen zu sein. Sie beginnt damit, daß sie einen Wandschrank öffnet, dem sie zwei langflüßige, feine Gläschen mit einer stattlichen Flasche Wachholder Schnaps entnimmt und vor uns auf den Tisch stellt. Sie hat ihr reizendes Lächeln wiedergewonnen und beiläufig jetzt, wohl weil sie ihren Entschluß unverzüglich ausführen will.

"Da, trinken Sie! Es ist guter... für unsere armen Leute an Festtagen!"

"Besten Dank, Schwester, Dank!"

Aber schon ist sie fortgelaufen. Wir sind beide glücklich und kosten den Wachholder, indem wir uns mit Behagen der Ruhe hingeben,

die uns umgibt. Der Kanonendonner scheint sich entfernt zu haben. Man hört nur von weit her ein dumpfes Rollen. Unsere Augenlider beginnen sich zu schließen, und wir spüren fast mit Wohlbehagen die Müdigkeit in Haupt und Gliedern. Denn jetzt sind wir sicher, daß uns die Schwester nicht fortgehen läßt.

Eben tritt sie wieder herein, mit einem Talglicht in der Hand.

„Kommen Sie“, sagt die Schwester.

Sie ist ganz rot im Gesicht. Sie scheint sich zu schämen, als beginge sie eine strafbare Handlung. Wir folgen ihr mit Freuden. Wir kommen wieder durch die Küche, die aber jetzt verlassen und dunkel ist. Dann und wann läßt der zitternde Strahl des Talglichts den kupfernen Bauch von Kesseln und die Wölbung der Pokale funkeln. Alles schläft in dem frommen Haus. Wir gehen auch durch das Vestibül und betreten eine glänzend gewichste Holzstiege.

Es ist ein seltsames Schauspiel: diese blutjunge Schwester, die uns voranschreitet und ihren Schritt dämpft, und die beiden staubbedeckten Kriegersleute, die so wenig Geräusch als möglich zu machen versuchen. Man hört, wie der Rosenkranz der Ordensfrau bei jedem Schritt sich am Schlüsselbund reibt, den sie am Gürtel hängen hat. Eben lenkt sie auf einen Flur ein. Das schwache Licht, das von unten herauf beleuchtet, läßt in den scharf geschnittenen Schatten die Zartheit ihrer Züge, den kindlichen Mund, der immer lächelt, nur noch mehr hervortreten. Daneben auf der Mauer unsere phantastischen Schattenrisse. Wahrhaftig, einen so seltsamen und unerwarteten Willkomm haben wir nirgends gefunden!

Wir kommen an einer hohen Tür aus Eichen vorbei, über welcher ein Kreuz angebracht ist, mit einer lateinischen Inschrift. Die Schwester bekreuzigt sich und verneigt sich gegen die Tür.

„Die Kapelle“, erklärt sie ganz leise.

Und rasch setzt sie ihren Gang fort, begleitet von dem einzigen Geräusch des Rosenkranzes, der gegen den Schlüsselbund schlägt. Wir nähern uns dem zweiten Stockwerk. Halbblaut beginnt B. wieder zu schwätzen.

„Schwester Gabriele . . . , Schwester Gabriele, Sie sind ein Engel aus dem Paradies! Der liebe Gott kam Ihnen sicherlich nichts abschlagen. Sagen Sie mal, Sie werden doch

diesen Abend auch ein wenig für mich beten, der ich ein so großer Sünder bin!“

„Aber gewiß, gewiß werde ich für Sie beten“, sagt sie weich, zu uns gewandt.

Jetzt kommen wir in einen langen Gang, ganz kahl und mit Kalk gestrichen. Wir unterscheiden ein halbdutzend Türen, alle gleich und in gleicher Entfernung von einander. Die Schwester drückt eine davon auf, und wir folgen ihr auf dem Fuße. Es ist ein enger Raum, der als ganzes Mobiliar nur zwei eiserne Betten, zwei Tischchen und zwei geflochtene Stühle hat. Ueber jedem Bett ein Kreuzifix und dahinter ein Buchszweig. Auf jedem Tisch eine niedliche Waschschüssel und ein winziger Krug. Das ist ausgezeichnet und genügt uns vollkommen. Das Ganze ist sauber und blitzblank geputzt.

„Vielen Dank, Schwester, besser könnten wir nicht verlangen. Aber, sagen Sie mal, wir werden schlafen wie ein Sack — gibt es niemand, der uns wecken könnte?“

„Um wieviel Uhr wollen Sie aufstehen?“

„Um 6 Uhr, Schwester, müssen wir regelmäßig heraus.“

„Ach, dann werde ich's schon besorgen. Wir haben unsere Messe um 4 Uhr, jeden Morgen.“

B. kann nicht an sich halten:

„Um 4 Uhr? Jeden Morgen? Nun gut, Schwester; um Ihnen zu zeigen, daß wir keine Ungläubigen sind, wecken Sie uns um dreieinhalb! Wir werden auch zur Messe gehen.“

„Das ist verboten! Es ist nur unsere Messe, in unserer Kapelle. . . . Nein, nein, Sie müssen schlafen. . . . Legen Sie sich schnell zur Ruhe. Gute Nacht. Ich wecke Sie um sechs Uhr.“

„Gute Nacht, Schwester Gabriele, gute Nacht. . . . Es gefällt uns famos hier. Sehen Sie, leere Betten haben Sie doch noch gehabt!“

„Nun ja, nun ja, man kann sich immer einrichten!“

Und sie eilt fort, die Tür hinter sich schließend.

B. und ich, wir denken jetzt nur an das Wohlbehagen, in Betten schlafen zu können. Wie einem das gut tun wird nach den schlaflosen Nächten im Nebel der Schützengräben!

Aber was ist das für ein Lärm, der im Kloster widerhallt? Dumpfe Schläge hört man und Wehklagen. Jemand ist an der Tür und

schlägt mit dem Klopfer heftig dagegen. Man hört weinen, schluchzen in der Nacht. Ich öffne das Fenster und lehne mich hinaus. Aber schon wurde die Tür aufgetan und ein Schatten gleitet hinein. Jetzt hören wir das Schluchzen durch die Stiege herauf. Dann sind es wieder Stimmen, darunter die von Schwester Gabriele, die in der Landessprache reden. Und dann eine andere Stimme, die schon mehr ein Röcheln ist, die unter Tränen sprechen will, aber die Worte nicht findet. Wie furchtbar, dieses eintönige, fortgesetzte Wehklagen, das nichts beruhigen kann! Das dauert eine Weile, dann gehen Türen auf und zu, die Stimmen und das Wehklagen entfernen sich, und das ganze Geräusch verstummt plötzlich.

B. hat sich bereits gelegt und ist zwischen die Linnen geschlüpft. Mit erstickter Stimme fleht er mich an, schnell das Licht auszublasen. Aber mich bedrückt die Klage, die ich nicht mehr höre, und die mich doch verfolgt. Ich möchte wissen, welches Drama diese Tränen verursacht hat. Ich zweifle nicht, daß dieser furchtbare Krieg schuld daran ist. Und doch sind wir noch weit von der Feuerlinie. Meine Neugier ist größer als die Müdigkeit. Ich ziehe mich wieder an und trete hinaus, mit dem Licht in der Hand, das den Kameraden so sehr belästigte. Ich bin schnell die zwei Stockwerke drunten. Es kommt mir vor, als weckten meine Schritte ein unheimliches Echo in der tiefen Stille des Klosters.

Mit mir tritt zufällig auch Schwester Gabriele in den Vorraum; sie trägt eine kleine Laterne. Ich muß sie nicht wenig erschreckt haben, denn sie fährt mit einem unterdrückten Schrei in die Höhe. Aber sie hat mich sofort erkannt und errät, was mich treibt. Sie erzählt mir also kurz: Eine arme Frau flüchtete aus ihrem Dorf und nahm ihr kleines Mädchen von achtzehn Monaten mit. Während sie in höchster Aufregung über die Straße lief, fiel eine Bombe in der Nähe nieder, und ein Splitter tötete das Kleine in ihrem Arm. Und nun ist sie sechs Kilometer in der Nacht gelaufen mit dem kleinen Leichnam, den sie verzweifelt an sich drückte. So kam sie hieher und klopfte an die Klosterpforte, im Vertrauen Zuflucht zu finden. Unterwegs kam sie die ganze Zeit an Fahrkolonnen, an Truppentransporten und

Etsafelten vorbei. Aber sie sah und hört nichts, besessen von dem einzigen Gedanken: das, was ihr von der Freude und der Hoffnung ihres Lebens blieb, in Sicherheit zu bringen.

„Kommen Sie“, bedeutete mir die Schwester, „Sie können selber sehen. Wir haben den Leichnam der armen Kleinen ins Sterbezimmer gebracht, wo Schwester Elisabeth Wache hält.“

Ich folge der Schwester. Sie öffnet eine kleine Tür und steigt einige Stufen hinab. Wir gehen durch einen geplätteten Hof. Ihre Laterne und mein Talglicht werfen gelbliche Reflexe auf die hohen Mauern der Gebäude. Einige dicke Regentropfen fallen auf die Steinplatten und plagen mit eigentümlichem Geräusch. Eine gewisse Bangigkeit kommt über mich, als ich wieder, fort und fort, Klagen einer Frau höre. Ganz sachte hat die Schwester eine niedere Tür aufgetan, und wir treten ein.

Ich gestehe, daß ich viel weniger ergriffen war, als wir nach den ersten Schlachttagen durch ein Gehölz kamen, wo unsere Artillerie ein ganzes Regiment in einen unförmlichen Haufen von Menschenteilen verwandelt hatte. Hier erst fühle ich die ganze Schrecklichkeit des Kriegs! Daß Männer einander töten zur Verteidigung ihrer Heimat, verstehe ich, und grüße die gefallenen Helden. Aber daß die Mezelei vor diesen unschuldigen schwachen Wesen nicht Halt macht, das geht über die Begriffe.

Auf einer Art großen Tisches, den ein weißes Tuch bedeckt, liegt der Leichnam des Kindes. Man sieht keinerlei Wundspur, und das Gesicht scheint zu lächeln. Die guten Schwestern haben das schmutzige Kleidchen mit einem spitzengeränderten Tuch überdeckt. Die Hände sind über der Brust gekreuzt und scheinen ein winziges Kreuzifix zu halten. Und das Ganze ist mit Blumen geschmückt. Zu beiden Seiten stehen silberne Lichtstöcke, und das rötliche Licht zaubert goldenen Widerschein in das Lockenhaar der Leiche.

Daneben, ganz zu Boden gebückt, bemerke ich ein unförmliches Etwas von Lumpen in krampfhaften Zuckungen. Von dort geht das eintönige Wehklagen aus. Es ist die junge Mutter, die ihr Kind beweint. Man fühlt, daß nichts sie trösten kann; ein Wort würde ihren Schmerz nur steigern. Uebrigens hob sie

mich beten,  
Sie beten“

gen Gang,  
Wir unter-  
gleich und  
nder. Die  
nd wir fol-  
ger Raum,  
ijerne Bet-  
ene Stühle  
g und da-  
Tisch eine  
iger Krug.  
uns voll-  
bligblank

r könnten  
Sie mal,  
— gibt es

uffstehen?“  
wir regel-

rgen. Wir  
Morgen.“

Nun gut,  
g wir keine  
n dreiein-  
ehen.“

ere Messe,  
ie müssen  
ur Ruhe.  
Uhr.“

iele, gute  
f. Sehen  
gehabt!“  
immer ein-

ch schlie-

e an das  
können.

en schlaf-  
ngräben!

im Klo-  
ort man  
Tür und

nicht einmal den Kopf, als wir eintraten. Lassen wir sie..., lassen wir sie, da doch die Tränen das Herz erleichtern, wie man sagt...

Auf der andern Seite kniet auf einem Betstuhl eine Schwester und betet den Rosenkranz. Schwester Gabriele kniet neben sie auf den Boden. Wie gern möchte ich etwas tun, was den Schmerz der armen Mutter lindern und ihr etwas helfen könnte! Sie scheint völlig mittellos daher gekommen zu sein, ihre Kleider beweisen ihre gänzliche Armut. Aber ich wage es nicht, sie in ihrem Schmerz oder die andern im Gebet zu stören, und gehe auf den Zehenspitzen langsam wieder hinaus.

Draußen fühlt mir ein Regen, der es nun ernster nimmt, den erhitzten Kopf. Hastig durchschreite ich den Hof. Aber mein Licht geht aus, und ich habe große Mühe, es wieder anzuzünden. Und doch muß ich klar sehen um mich in diesem Labyrinth von Türen und Gängen zurecht zu finden. Endlich bin ich an der Stiege angelangt. Und da ist auch der Hausflur und die Kapelle der Schwestern. In der Ferne schlägt eine Uhr zwölf. Ich steige noch ein Stockwerk höher und öffne unsere Tür geräuschlos. Ich sage mir, vielleicht erwartet mich B. in Ungeduld und Spannung, um die Ursache jenes Lärmes zu hören.

In Wahrheit liegt B. im Bett vergraben und schnarcht.

6 Uhr früh

Jemand klopft an die Tür. Ich öffne die Augen. Ein bleicher Tag scheint durch das einzige Fenster herein. Wo bin ich? Aber ich entsinne mich bald wieder... Das Kloster...

„Sind Sie es, Schwester Gabriele?“

„Natürlich, natürlich! Stehen Sie auf! Ich klopfe schon über eine Stunde.“

B. sitzt aufrecht im Bett. Ich tue desgleichen und erzähle ihm alles, was ich in der Nacht gesehen habe. Er dreht den Kopf mit verzweifelter Miene und erklärt schließlich:

„Was willst du? Es ist Krieg... Ich hoffe, man hat uns einen guten Morgenimbiss bereitet.“

Wir schlüpfen in die Kleider und waschen uns in aller Eile, denn wir müssen rasch zu unserer Truppe. Eben haben wir, heiter und gutausgeschlafen, das Zimmer verlassen, als wir die Schwester antreffen, die auf uns zu warten

scheint. Sie fragt, ob wir eine gute Nacht gehabt haben, und um dem Redefluß, den B. von sich gibt, ein Ziel zu setzen, sagt sie:

„Gut, Sie können mir später danken. Gehen Sie jetzt schnell hinunter, das Essen wartet auf euch. Es wird sonst kalt.“

Da wir an der Kapelle vorbeigehen, will B. unbedingt eintreten. Die Schwester zögert zunächst, aber dann gibt sie nach, wie man einem Kinde zu willen ist, um den Frieden zu haben. Sie öffnet die erste Tür und lächelt dazu, weil sie auf unsere Phantasien eingeht, wir durchschreiten einen Raum und kommen dann zur Kapelle. Es ist ein ganz kleiner Raum für höchstens zwanzig Personen. Die Wände sind weiß getüncht, ohne jeden Schmuck, und in Manneshöhe getäfelt. Ein sehr einfacher Altar ist mit bescheidenen Blumen geziert, außerdem stehen geslochtene Stühle da. Hier versammeln sich die Schwestern jeden Morgen zum Gebet.

Beim Hinaustrreten aus dieser schlichten Kapelle gewahre ich, ganz unerwartet, in einer Ecke des kleinen Vorraums, zwei Matratzen übereinander liegen.

„Schwester, wer schläft denn hier?“

Schwester Gabriele ist plötzlich röter geworden als Mohn. Ich muß meine Fragen noch zweimal wiederholen. Endlich schlägt sie die Augen nieder, indem sie spricht:

„Schwester Elisabeth..., Schwester Elisabeth und... ich.“

„Schwester..., Schwester, dann ist das kleine Zimmer mit den beiden Betten, in denen wir so gut geschlafen haben, das Ihrige?“

„Pst! Wollen Sie schnell zum Essen gehen!“....

Und leicht, wie ein Vogel, verschwindet sie auf der Treppe, so schnell, daß ihr schwarzer Schleier zu fliegen scheint, um die Verwirrung in ihren Zügen zu verbergen.

Wir sahen Schwester Gabriele nicht mehr. Im Eßzimmer mit den hohen Wandschränken aus glitzerndem Holz bringt uns eine sehr alte Frau — eine der Pensionärinnen — Milch und Kaffee, beides gut warm, Weißbrot und frische Butter. Sie erklärt uns, die Schwestern seien zurzeit mit der Pflege der alten Leute beschäftigt. Unsere Bitten bleiben umsonst.